Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Vierzehntes Buch.

Ende der Regierung Ludwigs des XIV.

Inhalt.

1. Armuth des Staates. Anecdoten die Finanzen des Staates und die Einführung des Zehnten betreffend. 2. Niederträchtigkeit einiger Doctoren der Sorbonne. 3. Die von ihnen gegebene Entscheidung des vorgelegten Gewissensfalls veranlaßt die Auflegung eines Impots. 4. In einem Augenblicke des Bedürfnisses schmeichelt der König dem Samuel Bernard, um von ihm Geld zu erhalten. 5. Bey einer andern Gelegenheit schickt der König sein Geschirr in die Münze und ermahnt die Großen ein Gleiches zu thun. 6. Anecdoten und Spöttereyen der Ausländer darüber. Der König ist genöthigt, im J. 1688 sein Silberzeug und seinen silbernen Thron zu verkaufen. 7. Basnille schlägt die Einführung der Kopfsteuer vor, welche auch zur Wirklichkeit kommt. 8. Pächter und Plusmacher kommen in Untersuchung. 9. Mißliche Lage der Geschäfte zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. 10. Nothwendigkeit der genauesten Oeconomie in den Geschäften.

11. Das J. 1709. 12. Standhaftigkeit des Königs mitten in seinem widrigen Geschick. 13. Der König ergiebt sich ganz der Frau von Maintenon, die ihn leitet.

14.

14. Tod und Charakter des Herzogs von Berry. 15. Intriguenspiel wegen der zu wählenden Instructoren, Gouverneurs und andern Lehrer des künftigen Königs. 16. Recapitulation der Begebenheiten der Regierung Ludwigs XIV.

17. Der König sieht seinen Tod herannahen, ohne ihn zu fürchten. 18. Er erkennt, daß er Schwachheiten der menschlichen Natur unterworfen sey. 19. Der König täuscht auf seinem Sterbebette seinen Neffen, den Herzog von Orleans, den zukünftigen Regenten, den Inhalt des Testamentes betreffend. 20. Es läuft das Gerücht, daß der König auf dem Sterbebette Jesuit wurde und das Gelübde der Gesellschaft ablegte. 21. Der König ist in seinen letzten Augenblicken von der Frau von Maintenon, von den Devoten und von seinen legitimirten Kindern verlassen.

22. Stimmung der Gemüther beym Tode Ludwigs XIV.

I.

Die so demüthigende Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten, die er erfahren hatte, und die Erschöpfung, in welcher sich das Königreich befand, hatte den König ehedem in die grausamste Beängstigung und Desmarets in die tödlichste Verlegenheit gesetzt. Das Papiergeld aller Art, womit das Gewerbe überschwemmt war, und das alles mehr oder weniger den Credit verloren hatte, verursachte eine Verwirrung, für die kein Mittel zu finden war. Alle die billets d'etat, billets de monnoye, billets des receveurs généraux, billets sur les tailles, billets d'uſtenſiles machten den Ruin der Privatleute, welche der König zwang, sie zur Bezahlung dessen, was er schuldig war, anzunehmen. Sie verloren daran die Hälfte, zwey Drittel und noch mehr und gegen den König so gut als gegen andere.

Dieser Verlust bereicherte die Leute von Geld und Vermögen auf Kosten des Publikums. Der Umlauf des Geldes stockte, weil es an Münzsorten fehlte, indem der König nichts mehr bezahlte und immer einzog, und indem alles, was sich von Münzsorten außer seinen Händen befand, wohl verschlossen in den Koffern der königlichen Pächter verwahrt lag.

Eine

Eine doppelte und dreyfache, nach der Willkühr der Provinzialintendanten auferlegte, Kopfsteuer, Impostis auf Waaren und Lebensmittel, auf das Vierfache ihres Werthes, taxes d'ailés und andre Auflagen von aller Art und auf alle Arten von Dingen: alles dieß drückte, Adliche und Bürgerliche, Seigneurs und Geistliche zu Boden, ohne daß das dadurch Gewonnene für den König hinreichend war. Er erpreßte das Blut seiner Unterthanen ohne Unterschied, bis auf das Herzblut und bereicherte ein Heer von Pächtern und Einnehmern dieser verschiedenen Arten von Auflagen, in deren raubgierigen Händen der größte Theil des baaren Geldes blieb.

Desmarets, auf welchen der König endlich in Betreff der Finanzen all sein Vertrauen zu setzen genöthigt war, kam auf den Gedanken, außer so vielen Auflagen, jenen königlichen Zehnten von allem Eigenthume jeder Gemeinheit und jedes Privatmanns im Königreich einzuführen, (den auf die eine Weise der Marschall von Vauban, auf die andere Boisguilbert ehemals vorgeschlagen hatten, wie ich es angeführt habe *),) als eine einzige einfache Taxe, die für alles hinreichend seyn und ganz und ungetheilt in die Koffer des Königs kommen und jede andre Auflage, selbst die Steuer, bis auf ihren Namen aufheben sollte. Man weiß, wie die Finanziers davor erschraken, wie die Minister darüber erröthteten, mit welchem Abscheu dieser Vorschlag verworfen wurde und wie sehr jene beyde trefflichen, staatsklugen Bürger sich dadurch zu Grunde gerichtet hatten, **) sie, deren einzige Triebfeder die Liebe zum öffent-

*) Im Artikel Vauban.

**) Diese Operation hat schon manche zu Grunde gerichtet, und wird noch manche zu Grunde richten, die sie versuchen werden. (Note geschrieben im J. 1787, im Monat Junius, von einem Parlamentsrathe.)

öffentlichen Wohl gewesen war. Wir müssen uns hier daran erinnern, indem Desmarets, der dieses System nicht aus den Augen verloren hatte, jetzt zu dem Zehnten, nicht als zu einem Hülfsmittel in der Noth (welches ein unverzeihlicher Fehler in der Finanzwissenschaft ist), sondern als zu einer Ueberschuß gebenden Hülfsquelle seine Zuflucht nahm. Ohne jemand ein Wort zu sagen, machte er seinen Entwurf und gab ihn zur Prüfung und Ausfeilung einem ausdrücklich dazu von ihm niedergesetzten Büreau, dessen Mitglieder der Staatsrath Bouville, der Mann seiner Schwester, der Staatsrath Nointel, der Bruder seiner Frau, der Staatsrath Vauxbourg, sein Bruder, der Intendant der Finanzen Bercy, sein Eidam, der Maitre des Requetes, Harlay-Coeli, sein Getreuer, der nachher als Staatsrath und Intendant von Paris gestorben ist, und drey Finanzmeister waren.

Diesem so schön gewählten Collegium war also die Direction der Sache, die Execution derselben und die Ausfertigung des Edictes übergeben. Der einzige Nointel verabscheute diese so ungeheure Erpressung und entschuldigte sich mit der Arbeit des Proviant-Büreaus, die er hatte, daß er an diesem nicht arbeiten könne. Er wurde von einem der drey Generalpächter nachgeahmt, dem wahrscheinlich noch eine Art von Herz geblieben war. Man erstaunte, daß Vauxbourg sich nicht davon zurückgezogen hatte, er, der so viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit besaß und sich von den Intendantenstellen, wo er lange und gut gearbeitet hatte, zurückgezogen hatte. Diese Commissarien arbeiteten demnach mit Fleiß und großer Anstrengung an Wegräumung der Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten zeigten. Man mußte zuerst von jedem eine aufrichtige, bestimmte, unverholne Angabe seines Vermögens, sei-

ner Activ- und Passiv-Schulden und der ganzen Lage seines Vermögens haben, man mußte davon sichere Beweise haben und Mittel finden, hierin nicht getäuscht zu werden. Um diese Punkte drehten sich alle Schwierigkeiten.

Das Unglück, das der Impost selbst mit sich brachte, achtete man nicht; man achtete nicht die Verzweiflung einer so ungeheuern Menge Menschen von allen Ständen; die Schande so vieler, wenn sie selbst die Geheimnisse ihrer Familien enthüllen sollten; die Banquerote so vieler, die sich bloß durch Ruf und Credit gehalten, und, wenn diese aufhörten, unvermeidlich zu Grunde gehen mußten; die Schwierigkeiten der Vermögensangaben; den Brand der Verheerung in so vielen Familien durch diese grausamen Angaben, durch diese Fackel an ihre schimpflichsten Seiten gehalten, entzündet; mit einem Worte, das ganze Abscheuliche jener gottlosen Zahlungen, welche immer den Zorn des Schöpfers gereizt haben, daß er den Urhebern derselben in den schrecklichsten Züchtigungen seine schwere Hand hat fühlen lassen.

Die Zeit von weniger als einem Monat war für den Scharfsinn dieser menschlichgesinnten Commissarien hinreichend, um dem Cyclopen, der ihnen den Auftrag gegeben hatte, von diesem schönen Entwurfe alle mögliche Rechenschaft zu geben.

Er durchsah mit ihnen das Edict, das sie ausgefertigt hatten und das ganz mit Drohungen gegen die Uebertreter, welche man entdecken würde, gefüllt war, worin aber keine Rücksicht auf die mit dem Besitze des Vermögens nothwendig verknüpften Beschwerden genommen war; und nun war von weiter nichts die Rede, als die Genehmigung desselben zu bewerkstelligen.

gen. Desmarets legte demnach dem Könige diese Sache vor, die er im besten Lichte zu zeigen wußte. Aber der König, wiewohl der enormesten Auflagen gewohnt, entsetzte sich nicht wenig vor dieser. Seit langer Zeit hörte er von nichts als von dem größten Elende sprechen; dieser Zuwachs beunruhigte ihn und versetzte ihn in eine so auffallende Traurigkeit, daß sie die geheimen Valets mehrere Tage hintereinander bemerkten und darüber so in Sorgen waren, daß Marechal, der mir diese ganze interessante Anecdote erzählt hat, den Muth faßte, ihn um diese Traurigkeit, die er seit mehrern Tagen an ihm bemerkte, und die ihn für seine Gesundheit fürchten ließ, zu befragen. Der König gestand ihm, daß er außerordentlich bekümmert sey, schob es aber unbestimmt auf die Lage der Angelegenheiten überhaupt.

2 und 3.

Acht oder zehn Tage nachher, die unter derselben Melancholie vergangen waren, zeigte der König seine gewohnte Ruhe wieder. Er rief Marechal zu sich und sagte ihm unter vier Augen, jetzt, da er wieder ruhig sey, wolle er ihm wohl sagen, was ihn so heftig bekümmert und was ihm den Kummer abgenommen habe. Hierauf erzählte er ihm, daß, nachdem ihn die außerordentlich dürftige Lage seiner Finanzen zu verzweifelten Auflagen gezwungen habe, er sich von neuem in die Nothwendigkeit versetzt sehe, dieselben beträchtlich zu vermehren; daß ihn außer dem Mitleid noch Gewissens-Zweifel, ob er das Eigenthum des Volkes so an sich reißen dürfe, gequält hätten, daß er sie endlich dem P. Tellier entdeckt habe, daß dieser sich einige Tage Bedenkzeit ausgebeten, und ihm denn ein casuistisches Consultum, nicht von den Vätern seiner Gesellschaft,

(die nicht compromittirt werden durften), sondern von den gelehrtesten Doctoren der Sorbonne (da die Sorbonne nicht in corpore hatte entscheiden wollen) gebracht habe, des Inhalts: daß alles Eigenthum der Franzosen Eigenthum des Königs sey und daß, wenn er es nähme, er nur das nähme, was ihm gehörte. Der König gestand, daß ihn diese Entscheidung sehr beruhigt *), ihm seine alten Zweifel benommen und ihm die verlorne Heiterkeit wiedergegeben habe; aber Marechal war darüber so erstaunt, so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Glücklicherweise verließ ihn der König, sobald er seine Rede geendigt hatte und ließ Marechal allein, der nicht wußte, wo er war. Diese Anecdote, die er mir einige Tage nachher erzählte, als er sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholt hatte, bedarf keines Commentars. Sie zeigt, ohne daß man es hinzuzusetzen braucht, was aus einem Könige werden könne, der einem solchen Beichtvater preiß gegeben ist und sich ihm allein anvertraut, und was aus einem Staate werden könne, der in solchen Händen ist. **)

4.

Dieß war aber nicht das einzige mal, daß man den König zu solchen Mitteln Zuflucht nehmen sah, um seine Subsistenz zu fristen. Man hat oft diese Majestät zu Privatleuten, seinen Unterthanen Zuflucht nehmen sehn, um von ihnen Geld geliehen zu bekommen. Einesmals als der Hof zu Marly war, sah man Desmarets

*) Ludwig XIV hatte immer geglaubt, daß er nicht einmal das Recht habe, ohne Bewilligung seiner Unterthanen eine Auflage einzuführen.

**) Ludwig XVI ist weit gerechter gegen seine Unterthanen gewesen; er hat erklärt, daß er ohne Einstimmung der Nation keine Auflagen einführen könne.

marets mit dem bekannten Banquier Samuel Bernard, den er zu sich zum Diner und zu Unterhandlungen eingeladen hatte, sich vor dem Könige präsentiren. Dieser Samuel Bernard war der reichste Pächter in Europa, er wußte es und verlangte eine verhältnißmäßige Behandlung. Auch behandelten ihn die Generalcontroleurs, die oft seiner mehr als er ihrer bedurfte, mit Achtung und der größten Auszeichnung. Als der König ihn bemerkte, sagte er zu Desmarets, er freue sich sehr, ihn und Hrn Bernard zu sehen, und zu diesem: „Lieber Herr Bernard, Sie haben noch nie Marly „gesehen, kommen Sie mit mir spazieren, um es zu „besehen; und wenn ich es Ihnen gezeigt habe, so soll „Sie Desmarets wieder haben." Bernard folgte und während des ganzen Spaziergangs sprach der König mit niemandem, als mit Bergheyck und ihm, mit einem so lange als mit dem andern, führte sie überall herum, zeigte ihnen auch seinen Garten, und behandelte sie mit Gnade, die er, wenn er wollte, so gut zu erzeigen verstand.

Ich wunderte mich und ich war nicht der einzige, wie sich ein König (der so karg mit seinen Worten war,) gegen einen Menschen von Bernards Classe so viel vergeben könne. Aber ich erfuhr bald die Ursache, und sah, wie weit oft die größten Könige gebracht werden können. Desmarets hatte kein Geld, und was noch mehr war, er hatte keinen Credit. Ueberall in Paris hatte er angeklopft; aber man hatte so oft und so ganz alle Arten von gegebenen Versprechungen, selbst die bestimmtesten, gebrochen, daß er nichts als Entschuldigungen, verschloßne Thüren und abschlägliche Antworten fand.

Bernard hatte, wie die übrigen, nichts vorschießen wollen, denn man war ihm sehr viel schuldig; und

vergebens stellte ihm Desmarets die ausserordentliche Noth vor, und welche ungeheuren Gewinne er mit dem Könige gemacht habe: er blieb unerschüttert. Da war nun der König und die Minister in der schrecklichsten Verlegenheit. Desmarets sagte dem Könige, daß, alles erwogen, niemand als Bernard aus der Verlegenheit helfen könnte: man müsse aber seinen Willen und die insolente Hartnäckigkeit, die er bewiesen habe, zu brechen suchen: er sey ein Mensch voll Eitelkeit, fähig Haab und Gut hinzugeben, wenn ihm der König schmeichelte.

In der dringenden Nothwendigkeit willigte der König ein, und um weniger den Wohlstand zu verletzen und keine abschlägliche Antwort zu riskiren, schlug Desmarets das oben beschriebene Mittel vor.

Bernard ließ sich betriegen. Er kam von der Promenade zurück so vom Könige bezaubert, daß er sagte, er wolle lieber den Banquerot riskiren, als den König in der Verlegenheit lassen und rühmte ihn voll Enthusiasmus. Desmarets wußte das gut zu benutzen und erhielt mehr von ihm, als er gewollt hatte.

5.

Dasselbe Geldbedürfniß nöthigte Ludwig XIV ähnliche demüthigende Schritte zu wiederholen, oder Dinge zu unternehmen, die auf jeden Fall ihm Gewalt anthun mußten. Dieß war der Fall, als er sein Geschirr in die Münze gab. Die Sache war so.

Das garstige Geschöpf, das der Herzog von Grammont geheyrathet hatte, war auf Befehl des Königs von Bayonne zurückgekommen, wo ihre Räubereyen, halb mit List halb mit Gewalt verübt, zu sehr an Tag ge-

gekommen waren, wo sie ungestraft die Perlen der Königin von Spanien gestohlen und auf jede Weise den Respect verletzt hatte. Sie befand sich in Verzweiflung, als sie sich in Paris von dem erheyratheten Rang und Ehre ausgeschlossen sah.

In Erwartung Rouille's, der, bey Torcys Ankunft, an Hof zurückzukommen Befehl hatte, hielt man es für dienlich, den Eifer aller Stände des Königreichs wieder anzufachen, indem man ihnen die unmäßigen Bedingungen oder vielmehr Befehle der Feinde, durch einen gedruckten Brief des Königs an die Gouverneurs der Provinzen, bekannt machte, um zu zeigen, wie weit der König gegangen sey, um den Frieden zu erhalten, und wie unmöglich es sey, so Frieden zu schließen.

Der Erfolg war, wie man ihn wünschte. Es war ein Geschrey des Unwillens und der Rache; es war ein Vorsatz aller, Haab und Gut zur Fortsetzung des Kriegs aufzuopfern. Man sprach von nichts als von ähnlichen Ausserordentlichkeiten, um seinen Eifer zu bezeugen: denn so lebhaft ist immer der Eifer der Franzosen für ihre Könige gewesen; (was diesen die Lehre geben sollte, daß sie ein Volk lieben, schonen, schützen müssen, das unter alten und neuen Völkern seines Gleichen nicht hat.) Alles war also voll Unwillen und schrie Rache; und in dieser Art von Verwirrung glaubte diese Grammont ein Mittel zu finden, um das, was ihr untersagt war und was sie so leidenschaftlich wünschte, zu erhalten. Sie that ihrem Gemahl den Vorschlag, dem Könige sein Silbergeschirr anzubieten, in der Hoffnung, daß dieses Beyspiel nachgeahmt und ihr der Ruhm der Erfindung eines so promten, leichten und beträchtlichen Hülfsmittels werden würde. Zum Unglück für sie sagte es der Herzog von Grammont, als

er eben ihren Vorschlag ausführen wollte, seinem Eidam, dem Herzog von Boufflers. Der Marschall fand den Gedanken vortrefflich, wurde davon ganz bezaubert und folgte dem Beyspiel seines Schwiegervaters und bot auch sein Geschirr an, das sehr beträchtlich und kostbar war, und machte so viel Wesens, indem er alle Welt dazu ermunterte, daß er für den Erfinder galt, und man nicht einmal an die alte Grammont und an den Herzog von Grammont dachte, welche sich beyde getäuscht sahen und worüber die Alte wüthend war. Er hatte Chamillard, seinem alten Billardfreunde, gesagt, daß er mit dem Könige davon sprechen möchte. Das Anerbieten fand bey dem Minister und durch diesen bey dem Könige Eingang. Boufflers gieng geradenwegs zu dem Könige selbst und erndtete für sich und seinen Schwiegervater sehr vielen Dank.

Sogleich flog die Neuigkeit umher. La Rochefoucault ließ sich im Augenblicke zum Könige führen, der eben im Begriff war, zu Frau von Maintenon zu gehen, und den er mit einem Anfall von lebhaften Klagen und Vorwürfen und die Hofleute nicht weniger in Erstaunen setzte; denn dießmal erwartete er ihn auf dem Wege. Das Ende dieser starken Convulsionen, die Ursache seines Mißvergnügens und seines tiefen Unglücks war, daß der König, der von jedermann das Silbergeschirr anzunehmen geruhte, ihm nicht die Gnade erzeigt hätte, ihm vorallererst das seinige abzufodern. Der König antwortete, er habe hierüber noch keinen Entschluß gefaßt, wenn er aber das Geschirr annehmen wollte, so würde er ihn benachrichtigen lassen, und übrigens danke er ihm für seinen Eifer. Der blinde Herzog verdoppelte seine Beeiferungen und sein Geschrey, statt der Worte, die sich ihm nicht häufig darboten, und verfolgte damit den König, so weit er konnte,

konnte. Endlich kehrte er voll Selbstzufriedenheit in seinen Hundestall zurück.

6.

Das Gerücht von Ueberlieferung des Silbergeschirrs machte großen Lermen am Hofe. Niemand wagte das seinige anzubieten, jedermann that es weh. Manche sahen es als das letzte Hülfsmittel an, dessen sich zu berauben sie schmerzte; und andere scheuten die Unreinlichkeit des Zinns, dessen man sich ehedem lange bedient hatte, und des irdenen Geschirrs. Die sklavischgesinntesten scheuten sich vor einer undankbaren Nachahmung, deren ganzer Dank auf den Erfinder fiel.

Der König sprach davon den andern Tag im Conseil der Finanzen und bezeigte seine Bereitwilligkeit, das Geschirr von allen anzunehmen. Der Vorschlag hiezu war schon ehedem gemacht und von Pontchartrain als Generalcontroleur verworfen worden, der nun als Kanzler nicht günstiger davon dachte. Man setzte ihm entgegen, die Erschöpfung der Finanzen habe sich seit dieser Zeit vergrößert und die Mittel vermindert. Er widerlegte diesen scheinbaren Einwurf; er stellte vor, wie wenig Nutzen eine für die Privatleute so beträchtliche Aufopferung bringe, wie kurz die Hülfe sey und wie es keinen reellen Vortheil gewähre. Er sprach von der Verlegenheit, von dem Schmerze, welche diese Aufopferung den meisten verursachen würde, von dem Unangenehmen, das die Ausführung selbst für die haben würde, die es mit dem besten Willen thäten; er stellte die Schimpflichkeit der Sache an sich selbst vor; den sonderbaren Contrast zwischen den Seigneurs vom Hofe und denen des ersten Standes, die nicht am Hofe wären, die auf Porcellan essen würden, und den

Privatleuten in Paris und in den Provinzen, die auf Silber essen würden, wenn man es eine freye Handlung seyn ließe; und im andern Falle, die allgemeine Verzweiflung und die vorfallenden Vergrabungen und Verhehlungen. Er stellte den daraus erfolgenden Mißcredit der Finanzen vor, deren Erschöpfung nach Ergreifung dieses Mittels als auf den höchsten Grad gestiegen erscheinen müßte; das im Auslande dadurch erregte Aufsehn, die Kühnheit, die Verachtung, die Hoffnungen, welche dieß den Feinden gäbe; er erinnerte an ihre Spöttereyen, als im Kriege von 1688 so viel kostbare Möbeln von massivem Silber, die in der Gallerie zu Versailles eine so schöne Wirkung gethan und das Erstaunen der Fremden erregt, bis auf den silbernen Thron des Königs in die Münze geschickt worden und wie wenig es gefruchtet habe; und endlich stellte er den unschätzbaren Verlust aller der bewundernswürdigen Façons vor, die oft weit theurer als das Metall seyen, die der Luxus bey den Silberservicen eingeführt, und die für einen jeden reiner Verlust seyn würden. Desmarets war derjenige, auf welchem die Last der Finanzen ruhte; jenes Mittel erleichterte sie ihm um einige Millionen; er stimmte also noch immer mit demselben Nachdruck dafür.

Auch der König blieb, ungeachtet aller dieser Gegenvorstellungen, standhaft bey dem ersten Vorsatz, zwar niemanden zu zwingen, aber das ihm gutwillig Dargebrachte anzunehmen. Es gab nun zwey Wege den guten Bürger zu machen, entweder das Geschirr dem königlichen Goldschmidt Launay zu übergeben, oder in die Münze zu schicken. Diejenigen, die ihr Geschirr hergaben, schickten es zu Launay, der über Namen und Anzahl ein Register führte. Der König sah alle die ersten Tage die darüber geführte Liste durch und

versprach

versprach mündlich das empfangene Gewicht wieder zu erstatten, sobald es die Finanzen des Königreichs erlaubten, und sie von den Gebühren zu befreyen. Aber keiner hoffte es.

Die hingegen, die den Preis ihres Geschirrs wollten, schickten es in die Münze; man schrieb ihre Namen auf und bezahlte sie. Mehrere wurden dadurch gereizt, bey dieser unschimpflichen Gelegenheit ihr Silbergeschirr zu verkaufen und halfen sich dadurch bey dem großen Geldmangel. Nach geschlossener Rechnung waren kaum hundert Personen auf Launays Liste und das Ganze des in die Münze und an Launay Geliefterten belief sich auf nicht mehr als drey Millionen. Die am Hofe und die größen Häuser zu Paris wagten nicht sich davon zu dispensiren; andere folgten ihrem Beyspiele, um sich Ansehn zu verschaffen; aber der größte Theil verschloß sein Silbergeschirr, um es in einer bessern Zeit wieder hervorzuziehen. Ich lieferte davon tausend Pistolen an Werth und das übrige ließ ich einschließen. Laufün, der sehr viel Silberzeug, und von dem besten, besaß, hatte einen entsetzlichen Widerwillen gegen die Ablieferung, den auch sein Höflingssinn nicht überwinden konnte. Der Herzog von Villeroy fragte ihn, eben als ich mit dem Herzog de la Rochegnyon und einigen andern bey ihm war, ob er sein Silberzeug geliefert habe. „Noch nicht," antwortete er ganz kleinlaut; „ich weiß nicht, an wen „ich mich wenden soll, um mir die Gnade zu verschaf„fen, es los zu werden. Was weiß ich, ob nicht alles „unter der Schürze der Herzogin von Grammont pas„siren muß, die diesen Einfall gehabt hat?" Wir mußten fast vor Lachen bersten; er aber war voll Verlegenheit und verließ uns.

Alle

Alle die Großen versahen sich binnen acht Tagen mit Fayence; sie leerten die Kramläden aus und machten, daß diese Waare reißend abgieng, während die Mittelmäßigen sich immer ihres Silberzeugs bedienten. Der König sprach auch davon, daß er sich Fayence anschaffen wolle; aber er schickte nur sein Goldgeschirr in die Münze. Der Herzog von Orleans gab auch das wenige, was er hatte, her; aber der König und die königliche Familie assen auf Silber oder plattirtem Service und die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auf Fayence. Der König erfuhr nachher, daß man betrüglich zu Werk gegangen sey, und sprach davon mit Bitterkeit, die aber weiter keine Wirkung hatte, als daß das Verdienst des Herzogs von Grammont und seiner garstigen Gemahlin, welche die Urheber eines so schimpflichen und wenig fruchtenden Ausbruchs gewesen waren, höher stieg. Sie waren dennoch nicht die Betrognen dabey: sie verschlossen das schöne prächtige Service, das sie hatten, und das alte trug die Frau selbst in die Münze und ließ es sich ordentlich bezahlen.

D'Antin, der eins der schöngearbeitetsten hatte, war unter den ersten auf Launay's Liste; aber sobald er Witterung von der Sache hatte, war er nach Paris geeilt, hatte eine Menge prächtiges Porcellan um einen hohen Preis gekauft und ließ auch zwey Fayence-Gewölbe ausleeren.

Drey Monate nachher fühlte der König das schimpfliche dieses Schrittes und gestand sogar, daß er ihn reue.

7.

Dasselbe Geldbedürfniß hatte auch in einem Zeitpunkte, wo man keinen Ausweg wußte, die Kopfsteuer veran-

veranlaßt. Die Erfindung und der Vorschlag kam von Lamoignon von Basville, jenem bekannten Intendanten von Languedoc, dem Erfinder der abscheulichen Dragonaden.

Eine so leicht nach Willkühr aufzulegende, eben so leicht zu vermehrende und so leicht zu erhebende Abgabe war für einen Generalcontroleur, der in Verlegenheit war, für alles Rath schaffen zu müssen, sehr verführerisch.

Pontchartrain setzte sich gleichwohl lange mit allem Nachdruck entgegen: denn er sahe die schrecklichen Folgen davon vorher und sagte, die Auflage sey von der Art nie wieder aufzuhören. Endlich mußte er dem Geschrey, Bedürfniß und den Cabalen nachgeben und die Kopfsteuer gieng durch und dauert noch.

8.

Ein ander mal befand sich Ludwig XIV wieder in einer solchen Lage, daß alles in Bewegung gesetzt werden mußte, um Geld zu schaffen, und daß man sich auf alles gefaßt halten mußte.

Man fieng damit an, in der Stille eine Untersuchung über die Finanziers und Unterhändler anzustellen, deren Gewinn während des Kriegs ungeheuer gewesen war. Chamillard erhielt mit vieler Mühe Erlaubniß, sich bey dieser Operation Desmarets's bedienen zu dürfen. Er spielt in der Folge eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht nützlich seyn sollte, ihn gleich von jetzt an kennen zu lernen. Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von angenehmer Gesichtsbildung, die einen sanften vernünftigen Character versprach, was aber im geringsten nicht Probe hielt. Sein Vater war Schatzmeister von Frankreich zu Soissons, der nach seinem Stande

Stande reich war, von Geburt der Sohn eines Bauern in der Gegend von Noyon, der sich durch die mehrjährige Pachtung der Oekonomie der Abtey Oreamp bereichert hatte, in seiner Jugend aber ein bloßer Bauer gewesen war. Sein Sohn, Schatzmeister von Frankreich, hatte eine Schwester von Colbert, lange vor dem Steigen dieses Ministers, geheyrathet, der nachher seinen Neffen Desmarets in seine Büreaus nahm und ihn später zum Intendanten der Finanzen machte.

Er war ein Mann von geradem Verstande, langsam und träg, den aber Ehrgeiz und Gewinnsucht stachelten, so daß sein Vetter Hr von Seignelay, dem ihn Colbert immer zum Vorbild vorstellte, einen Abscheu vor ihm hatte. Er brachte es dahin, daß er die Tochter des Conseilsecretärs Bechameil heyrathete, der nachher Sürintendant der Finanzen und Geschäfte Monsieurs wurde, als er Boisfranc, den Schwiegervater des Marquis von Gevres, verabschiedete.

Von seinem Oncle auferzogen und geleitet hatte Desmarets dessen Maximen eingesogen und dessen ganze Kunst der Führung der Finanzen gelernt. Er hatte vollkommne Kenntniß von allen verschiedenen Theilen derselben; und da alles durch seine Hände gieng, so war niemand so ganz von den Unterschleifen der Finanziers, von dem Gewinn, den sie zu seiner Zeit gemacht hatten, und, vermöge dieser Kenntnisse von dem, den sie nachher gemacht haben konnten, unterrichtet. Ganz kurz vor Colberts Tode kam man auf den Gedanken, eine Menge kleiner Geldstücken von drey und einem halben Sous Werth zur Erleichterung des täglichen Verkehrs unter dem Volke schlagen zu lassen.

Desmarets hatte mehrere Güther acquirirt, unter andern Maillebois und die Verpfändung der Domaine Cha-

Chateauneuf und mehrere andere Arten von Besitzungen; er hatte das von d'O, dem Surintendanten der Finanzen Heinrichs III und Heinrichs IV, erbaute Schloß sehr verschönert; er hatte das dazu gehörige Dorf auf eine andere Stelle versetzt, um seinen prächtig gewordenen Park zu verschönern und zu erweitern. Dieser Aufwand, der sein Erbtheil, die Ausstattung seiner Frau und das Einkommen seiner Stelle weit überstieg, gab zu mancherley Gesprächen Anlaß. Er wurde endlich beschuldigt, daß er bey Schlagung der drey und ein halbes Sousstücke ungeheuern Unterschlag gemacht habe. Dieß Gerücht kam endlich Colbert zu Ohren, der die Sache untersuchen wollte, aber plötzlich in die Krankheit verfiel, an der er starb. Waren es Beweise, Ahndungen oder Mißlaune, ich mag nicht entscheiden; aber gewiß ist, daß er auf seinem Sterbebette an den König sehr nachtheilig von seinem Neffen schrieb, ihn bat, denselben von den Finanzen zu entfernen, und ihm den gehäßigsten Argwohn gegen ihn beybrachte.

Nach Colberts Tode, als Pelletier, ein Geschöpf von Louvois, diesem Minister, so wie Hrn le Tellier, sein ganzes Leben unbedingt ergeben, Generalcontroleur geworden war, gab ihm der König Befehl, Desmarets mit öffentlicher Beschimpfung zu verabschieden. Das war für ein Geschöpf von Louvois Wasser auf die Mühle. Er ließ Desmarets vor sich fodern und wählte die Zeit einer öffentlichen Audienz. Hier in Gegenwart aller Finanzbedienten, die acht Tage vorher noch kriechend und zitternd vor ihm standen, in Gegenwart aller der Menschen, die den Generalcontroleur zu sprechen gekommen waren, redete er ihn ganz laut, daß keiner ein Wort verlieren möchte, mit folgenden Worten an: „Hr Desmarets, es thut mir leid, einen Auf-

„trag

„trag, wie den, den ich habe, erfüllen zu müssen: der „König hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß Sie „ein Schurke seyen, daß Hr Colbert ihn davon unter„richtet habe und daß er Ihnen nur seinetwillen Gnade „angedeihen lassen will; aber daß Sie sich binnen hier „und vier und zwanzig Stunden in Ihr Haus nach „Maillebois begeben, das Sie nie verlassen und keine „Nacht ausserhalb bleiben dürfen, und daß Sie Ihre „Stelle als Intendant der Finanzen niederlegen sollen, „über die der König schon disponirt hat." Desmarets war wie vom Donner gerührt, er wollte den Mund öffnen, aber Pelletier verschloß ihn bald mit den Worten: „Gehen Sie, Hr Desmarets, ich habe Ihnen „nichts weiter zu sagen," und kehrte ihm den Rücken. Der Brief des sterbenden Colbert an den König legte seiner ganzen Familie Stillschweigen auf, so daß Desmarets von aller Protection entblößt, nichts thun konnte, als die Niederlegung seiner Stelle zu unterzeichnen und nach Maillebois zu gehen. Hier lebte er die ersten vier oder fünf Jahre, ohne die Freyheit zu haben, eine Nacht ausserhalb zu bleiben, und mußte die volle Verachtung der Nachbarschaft und die Mißhandlung eines gemeinen Adels ertragen, den er ehemals so stolz behandelt hatte, und der sich jetzt in seiner Ohnmacht mit Freuden für die Härte rächte, die er in der Zeit seines Glücks an ihm ausgeübt hatte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, sein Haus verlassen zu dürfen, ohne jedoch ausserhalb zu übernachten; nachher kurze Reisen nach Paris machen zu dürfen, später längere und wiederholte, und endlich daselbst bleiben zu dürfen, ohne sich aber an den Hof zu nahen. In dieser Lage befand sich Desmarets, als Chamillard mit großer Mühe die Erlaubniß erhielt, sich seiner Einsichten bedienen zu dürfen und ihn in der Untersuchung der Finanziers arbeiten zu lassen, aus der sich nach geschlossener

sener Rechnung ergab, daß sie seit 1689 zwey und achtzig Millionen gewonnen hatten *). Wir enthalten uns der Bemerkungen über einen so ungeheuren, in weniger als zehn Jahren gemachten Profit, und über das Elend derer, welche diesen Gewinn und diesen Verlust tragen mußten; der ungeheuren Summe einer andern Art von Gewinn und Verlust nicht zu gedenken, welches die in den 82 Millionen nicht enthaltenen Unkosten sind.

9.

In solchen Bedrängnissen befand sich Ludwig XIV in den letzten Jahren seiner langen Regierung, die so wenig die seinige, und beständig, abwechselnd in fremden Händen war. In dieser letzten Zeit von der Last eines unglücklichen Krieges niedergedrückt, von niemanden unterstützt, wegen der Unfähigkeit seiner Minister und Generale, ganz der Arglist einer häuslichen Verschwörung preiß gegeben: von Schmerz durchdrungen nicht über seine Fehler, die er nicht kannte und nicht kennen wollte, sondern über seine Ohnmacht gegen das ganze, wider ihn vereinigte Europa; in die größten Verlegenheiten wegen seiner Finanzen und der Beschützung seiner Grenzen versetzt — in dieser Lage blieb ihm nichts übrig, als auf sich selbst zurückzusinken und auf seine Familie, auf seinen Hof, auf sein Gewissen, auf sein ganzes unglückliches Königreich jene harte Herrschaft, die er zu weit und durch zu schlecht

*) Um die Wahrheit in ihrer ganzen Ausdehnung zu retten, hätte der Herzog von St Simon hinzufügen können, daß der König es bereute, in seinem ersten Zorn so rasch gehandelt und einen guten Diener so gedemüthigt zu haben, und selbst seinen Fehler gut machen wollte; kann St Simon, der so viel Zutrauen zu Chamillard und seiner Rechtschaffenheit hat, glauben, daß er einem Schurken, den der König dafür erkannt, wieder habe emporhelfen wollen?

schlecht gewählte Mittel auszudehnen gesucht und deren Schwäche er seinen Feinden zum Spott gezeigt hatte, mit aller Schwerfälligkeit zu richten.

10.

In seinem Aufwand sogar bis auf die Tafel zu Marly und seine Gebäude eingeschränkt, erfuhr er in Rücksicht der Details der letztern dieselben Kunstgriffe, durch die er im Großen beherrscht wurde. Mansard, welcher Oberaufseher der Gebäude war, und keine Fähigkeit, aber doch ein wenig mehr Geschmack als sein Herr besaß, belagerte ihn mit Entwürfen, die ihn zu einem Aufwand führten, der in solchen kläglichen Umständen zu stark war; aber es waren für ihn eben soviel Gelegenheiten sich zu bereichern, worin er bewundernswürdig war, und seinen Credit zu erhalten, der ihn zu einer Art von Figur machte, welche die Minister cultivirten und vor der der Hof sich beugte. Er hatte die Klugheit, dem Könige unausgearbeitete Plane vorzulegen, um ihm den Ruhm zu lassen, sie corrigirt zu haben, worin ihm der verschmitzte Maurer unvermerkt half, so daß der König immer entweder den abzuhelfenden Fehler, oder die Art, wie er abzustellen sey, sehen mußte; und Mansard immer den richtigen Sinn des Königs bewundernd und erhebend machte ihn glauben, daß er nur ein Schüler gegen ihn sey und daß er in dem Geschmack für Baukunst und Gartenkunst eben so excellire, als in der Kunst zu regieren. Der König glaubte ihm gern aufs Wort und wenn, wie es oft geschah, er auf irgend etwas, was gut oder schlecht war, mit Hartnäckigkeit bestand, so nahm es Mansard mit gleicher Bewunderung auf, bis daß die Veränderung Gelegenheit gab, Einwürfe dagegen zu machen. Bey alle dem war Mansard unverschämt geworden und ermüdete den König mit Forderungen

rungen für sich oder die seinigen, die oft sehr impertinent waren; so daß er unter diejenigen zu zählen ist, deren Tod dem Könige eine Last abnahm.

Sein schneller Tod eröffnete für d'Antin die Laufbahn des Glücks. Er erhielt seine Stelle, wiewohl in der That, dem Namen und dem Ansehn nach sehr verringert, weil er nicht von so sklavischer Natur wie Mansard war.

So lange Frau von Montespan lebte, hatte Frau v. Maintenon nicht geduldet, daß er zu etwas mehr als zu Kleinigkeiten zugelassen wurde; aber als sie von ihrer alten Gebieterin befreyt war, wurde sie gegen ihren Sohn gütiger: der es gut zu benutzen wußte und nachher mit Riesenschritten vorrückend, vertrauten Zutritt und eine Art von Vertrauen beym Könige gewann, und mit gleichem Schritte seinem Glück entgegeneilte.

Zu alle dem Unglück, das den Staat betroffen, kamen noch die für den König empfindlichsten häuslichen Unfälle. Er hatte, durch die Erfahrung der Unruhen seiner Minderjährigkeit belehrt, die Prinzen von Geblüt sehr sorgfältig nieder zu halten gesucht; ihr Rang war nur gestiegen, um die Bastarde zu erheben, welche noch dazu die für die Prinzen von Geblüt, wie wir an seinem Orte gesehen haben, sehr kränkenden Vorrechte in Rücksicht ihrer ersten Domestiken erhielten. Weder Gouvernements noch Chargen waren in ihren Händen, mit Ausnahme dessen, was dem Prinzen von Conde im Pyrenäischen Frieden wiedergegeben worden war, zwar nicht ihm, sondern dem letzten M. le Prince seinem Sohne, und was auf den Sohn des letztern durch seine Vermählung mit einer der Bastardinnen und endlich auf den Sohn dieser Ehe, beym Tode seines Vaters übergieng. Vorrechte und Entree beym Könige, hatten sie nur durch diese Heirath,

die aber dem Prinzen von Conti nichts mehr ertheilt hatte; und von Führung der Armeen waren sie sorgfältig entfernt gehalten worden.

Man mußte die letzten Unglücksfälle und die ganze Gunst Chamillards vor sich sehn, um den Vorschlag zu wagen, die Führung einer Armee dem Prinzen von Conti, und durch Kapitulation eine dem Herzog von Orleans anzuvertrauen, gegen welchen der König weniger Widerwillen hatte, nicht weil er sein Neffe, sondern weil er sein Eidam war. Und als das Unglück den König zwang, die flandrische Armee dem Prinzen von Conti zu übergeben, war es nicht mehr Zeit: der Prinz, dem sein ganzes Leben in Ungnade verflossen war, starb mit dem Schmerze, die Bestimmung, die er so sehr und vergebens gewünscht, und die zu seiner Freude eben so der Hof, die Truppen und ganz Frankreich, deren Hoffnung und Freude er war, gewünscht hatten, nunmehr erreicht, nicht genießen zu können.

II.

Von dem Jahre 1709 an verdoppelten sich mit jedem Jahre die Schläge, welche das Unglück auf die königliche Familie führte, die es nicht verlassen zu können schien. Derjenige, welcher die Ungnade des Herzogs von Vendome veranlaßte, war um so grausamer, als er wenig die Augen öffnete.

Der Prinz von Conti und Mr. le Prince wurden bald darauf, sechs Wochen von einander, hingerafft; Mr. le Düc folgte ihnen in demselben Jahre, und der älteste der Prinzen von Geblüt, der noch übrig war, war siebzehn Jahr alt. Hierauf starb Monseigneur.

Bald darauf trafen aber den König noch weit härtere Unglücksfälle. Sein Herz, dessen Empfindsamkeit

keit ihm selbst bis dahin unbekannt gewesen war, litt unsäglich bey dem Verluste der liebenswürdigen Dauphine. Seine Ruhe wegen der Thronfolge wurde durch den Tod des Erben acht Tage darauf schmerzlich gestört und er mußte mit Kummer auf das Alter und die gefährliche Lage des einzigen Sprößlings eines kostbaren Stammes sehen, der erst fünf und ein halb Jahr war.

Alle diese Schläge trafen ihn vor dem Frieden, und fast alle bey der gefährlichsten Lage des Königreichs.

Aber wer mag die Schrecknisse und Abscheulichkeiten beschreiben, welche die drey letzten Todesfälle, ihre Ursachen und der denselben ganz entgegengesetzte so künstlich und teuflisch eingeflößte und ausgestreute Verdacht, und die entsetzlichen Wirkungen dieses Verdachtes, bis zu seinem geringsten Einfluß herab mit sich führten? Die Feder entfällt mir bey diesen Greueln. Laßt uns den unglückseligen Erfolg dieses Bubenstückes beklagen, das die Quelle so schrecklicher, desselben würdiger Folgen war; laßt uns dieses Meisterwerk der abscheulichsten Verrätherey beweinen, das über ganz Frankreich durch alle Folgen der Geschlechter seinen Einfluß verbreiten wird, und als die Krone aller Greuelthaten, dem Unglück des Königsreichs das Siegel aufdrückte, und möge jeder französische Mund deßhalb zu Gott um Rache rufen!

12.

Diese langen gewaltsamen Stürme der schmerzhaftesten Unfälle setzten die Standhaftigkeit des Königs auf eine harte Probe, die aber seinem Ruhme ersprießlicher war, als aller Glanz seiner Eroberungen und die lange Folge seines Glückes. Die Seelengröße, die er standhaft in solchen und so langen Unglücksfäl-

len unter so viel schmerzhaften Schlägen in seiner Familie zeigte, war für ganz Europa der Gegenstand des Erstaunens. So ganz gewohnt, die größte vollkommenste Herrschaft im Innern, das größte Glück ausserhalb zu genießen, sah sich der König endlich von allen Seiten vom Glück verlassen. Von aussen von erbitterten Feinden gedemüthigt, die seiner rettungslosen Ohnmacht spotteten und seinen vergangenen Ruhm höhnten. Er sah sich ohne Rettung, ohne Minister und ohne Generale, hart dafür bestraft, daß er sie nach Neigung und Phantasie gewählt und mit einem unglückseligen Stolze sie selbst zu bilden gesucht hatte. Im Innern durch die schmerzhaftesten, schrecklichsten Catastrophen zerrissen; ohne jemandes Trost, seiner eignen Schwäche zur Beute; allein gegen tausendmal schrecklichere Dinge, als seine empfindlichsten Unglücksfälle zu kämpfen gezwungen, die ihm ohne Unterlaß von denen vorgemahlt wurden, die ihm die theuersten und nächsten waren, und die offen und zügellos die Abhängigkeit mißbrauchten, in die er sich hatte fesseln lassen, und aus der sich loszureissen, er weder Kraft noch Willen hatte, wiewohl er die unwürdige Lage fühlte; übrigens durch eine unüberwindlich herrschende Neigung und durch eine zur Natur gewordene Gewohnheit unfähig, über das Interesse und das Betragen seiner Kerkermeister zu reflectiren: und dabey diese Standhaftigkeit, diese Festigkeit, dieses sich Gleichbleiben; diese ewig gleiche Sorge, so viel er vermochte, das Ruder zu führen; diese Hoffnung gegen alle Hoffnung, aus Muth und Einsicht, nicht aus Verblendung; dieses immer gleiche Aeussere in allen Dingen: dessen würden wenig Menschen fähig gewesen seyn; dieß hätte ihm den Namen des Großen verdienen können, der ihm so voreilig gegeben worden war.

Dieß

Dieß war es auch, was ihm die wahre Bewunderung von Europa und derer von seinen Unterthanen, die davon Zeuge waren, erwarb; und was ihm soviel Herzen wieder zuwandte, die eine so lange harte Regierung ihm entzogen hatte. Er wußte sich im Stillen unter die Hand Gottes zu demüthigen, erkannte dessen Gerechtigkeit, und flehte um seine Barmherzigkeit, ohne in den Augen der Menschen seine Person und seine Krone zu erniedrigen. Er rührte sie im Gegentheil durch seine großmüthige Gesinnung: glücklich war er, indem er die Hand verehrte, die ihn schlug, und ihre Schläge mit einer Würde empfing, die seine Unterwerfung auf eine so rühmliche Weise ehrte, wenn er seinen Blick auf die Ursachen des Zornes Gottes gerichtet hätte, die so handgreiflich und noch gut zu machen waren und die allen, nur ihm nicht in die Augen sprangen; statt daß er seine Betrachtung nur auf die richtete, für die er nichts mehr hatte, als Geständniß, Schmerz und unnütze Reue.

13.

Welch wunderbare Verschmelzung von Licht und dickster Finsterniß! ein Durst alles zu wissen; eine Aufmerksamkeit gegen alles auf der Hut zu seyn; ein Gefühl seiner Gebundenheit, ein Verdruß darüber, der ihm sogar jenes Geständniß über sein Testament gegen die Herrn vom Parlament und gegen die Königin von England abzwang; eine gänzliche Ueberzeugung von seiner Ungerechtigkeit und seiner Ohnmacht, von ihm selbst geäussert, im Gespräch seinen Bastarden selbst ins Gesicht gesagt: und doch dabey eine Ergebenheit gegen sie und ihre Gouvernante, die die seinige und die Gouvernante des Staates geworden war, und eine so gänzliche Ergebenheit, die ihm nicht erlaubte, einen einzigen ihrer Wünsche zu vereiteln,

eiteln, so daß er, fast schon zufrieden, sich gesträubt und ihnen seine Zweifel und Widerstreben gezeigt zu haben, ihnen sein ganzes Reich, seine Familie, seinen einzigen Nachkömmling, seinen Ruhm seine Ehre, seine Vernunft, das innre Regen seines Gewissens, ja seine Person, seine Freyheit, seinen Willen, alles im vollen Umfange aufopferte; ein in seiner Ganzheit Gott allein würdiges Opfer, wenn es nicht an sich zu verabscheuen gewesen wäre. Er brachte es ihnen dieses Opfer, indem er ihnen die ganze Leere und zugleich die volle Last und alles fühlen ließ, was es ihm kostete, um dafür wenigstens einigen Dank zu genießen und seine Knechtschaft zu lindern, was ihm aber alles sein Joch in nichts erleichtern konnte: so sehr fühlten sie ihre Kräfte und das dringende beständige Bedürfniß, sich derselben zu bedienen und die Ketten enger zu schließen, mit welchen sie ihn, in beständiger Besorgniß, daß er ihnen entwische, sobald sie ihm ein wenig Freyheit ließen, umzogen hatten.

In diesen Fesseln seufzte der stolze Monarch, der einst ganz Europa in Fesseln gehalten hatte, der die Last derselben seinen Unterthanen aller Stände und seiner Familie alten und jungen so schwer hatte fühlen lassen, der jede Freyheit verbannt und sie selbst dem Gewissen und den Heiligsten und Rechtgläubigsten zu rauben gewagt hatte. Sein Mißvergnügen überwältigte ihn und drang gewaltsam hervor: es war nicht zu verkennen in dem, was er zur Königin von England und zu den Herrn vom Parlamente sagte: er habe seine Ruhe erkauft; und als er bey Uebergebung des Testamentes, er so sehr Herr seiner selbst, der nichts zu sagen pflegte, als was er wollte und wie er es sagen wollte, in die Worte ausbrach: es sey ihm abgezwungen worden und man habe ihn zu etwas gebracht, was er nicht gewollt habe und was er nicht thun zu dürfen

glaubte.

glaubte. Ein sonderbarer Zug, ein sonderbares Elend, ein sonderbares Geständniß von der Stärke des Gefühls und des Schmerzes hervorgepreßt! Diesen Zustand vollkommen zu fühlen, und doch vollkommen zu unterliegen! Welch ein Schauspiel, welch ein Contrast zwischen einer Stärke und einer über alles Unglück erhabenen Größe der Seele und einer Kleinheit und Schwäche, die einem schimpflichen, lichtscheuen, häuslichen Verhältnisse unterliegt! und welch ein vollgültiger Beleg für alles, was von dem Loos derer, die sich der Liebe und den Weibern ergeben, verächtliches gesagt worden ist! Welch ein Ende einer so lang bewunderten Regierung, die bis zu ihrem letzten Sinken noch von Größe, Edelmuth, Stärke und Muth strahlte! Welch eine Schwäche, Elend, Vernichtung, gefühlt, geschmeckt, verabscheut und doch im ganzen Umfang ohne Erleichterung seiner Bande ertragen und geduldet!

14.

Der Tod des Herzogs von Berry *) vermehrte noch die Schläge des Unglücks.

Der Herzog von Berry war von der gewöhnlichen Größe der meisten Menschen, ziemlich und gleichförmig stark, von schönen blonden Haaren und frischem ziemlich schönem Gesicht, das von blühender Gesundheit zeugte. Er war für die Gesellschaft und die Vergnügen gemacht, die er sehr liebte; er war der beste Mensch, der sanfteste, mitleidigste, umgänglichste Prinz, ohne Ruhmsucht und Eitelkeit, aber nicht ohne Würde und Selbstgefühl. Er hatte einen mittelmäßigen Kopf, ohne weitaussehenden Blick und Einbildungskraft; aber dafür einen sehr richtigen gesunden Verstand, fähig zu

*) Gestorben im May 1714.

hören, zu sehen und immer unter mehrern scheinbaren das Beste zu wählen. Er liebte Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft; alles, was gegen die Religion war, war ihm unerträglich; ohne ausgezeichnete Frömmigkeit, war er nicht ohne Festigkeit und haßte den Zwang; dieß ließ fürchten, daß er nicht so biegsam werden möchte, als man es von einem dritten königlichen Prinzen wünschte; denn er konnte schon in seiner Jugend nicht hören, daß irgend ein Unterschied zwischen ihm und seinem ältesten Bruder sey und die Kinderstreitigkeiten hatten oft Besorgniß erweckt. Er war der schönste und anziehendste von den drey Brüdern, folglich der beliebteste, der am meisten geliebkoste und von allen gesuchte; und da sein Naturell offen, frey, munter war, so rühmte man in seiner Jugend seine, Madame und der Frau von Rochefoucault gegebenen, Antworten, die ihn immer neckten. Er spottete über Lehrer und Meister und lachte oft über die Strafen; er konnte nie viel mehr als lesen und schreiben und lernte auch nachher, als er von dem Zwange zu lernen frey war, nichts weiter. Dieß hatte nothwendig gemacht, daß man die Erziehung schärfte: aber dieß stumpfte seinen Geist ab, schlug seinen Muth nieder und gab ihm eine so große Furchtsamkeit, daß er sich bey den mehresten Dingen, selbst in der Etikette seines Standes so albern ungeschickt benahm, daß er mit Leuten, an die er nicht gewöhnt war, kein Wort sprechen konnte, nichts zur Antwort gab und keine Artigkeit zu sagen wagte, aus Furcht anzustoßen, bis er endlich sogar von sich selbst glaubte, er sey ein Dummkopf und zu nichts zu gebrauchen. Er fühlte es und war darüber untröstlich. Der Herzog von Saint Simon, mit dem er sehr offen und zutraulich war, konnte ihm keinen Muth einsprechen; und es ist wahr, daß dieses übertriebene Mißtrauen gegen sich selbst ihm unendlich schadete. Er

maß seiner Erziehung die Schuld bey, deren Grund er sehr gut einsah; aber sie hatte ihm alle Zärtlichkeit gegen diejenigen benommen, die daran Theil gehabt hatten. Er war der Lieblingssohn des Dauphins durch Neigung, durch seine Liebe zur Freyheit und zum Vergnügen, durch die Vorliebe des Publikums und durch jene Cabale, deren Interesse und Bestreben es war, den Herzog von Burgund zu unterdrücken. So wie dieser Prinz von seiner ersten Jugend an nie sein Aelterrecht geltend gemacht und mit dem Herzog von Berry immer in der intimsten Freundschaft und Vertraulichkeit gelebt und für ihn immer alles mögliche Zuvorkommen gehabt hatte: so überhob sich der Herzog von Berry, gutmüthig und schlicht wie er war, auch nie gegen ihn der Vorliebe, die er genoß. Die Herzogin von Burgund liebte ihn wie ihren Bruder, und war wie für einen Bruder bemüht, ihm alle kleinen Vergnügen zu verschaffen, die ihr möglich waren. Er erwiederte diese Liebe mit der größten Zärtlichkeit und mit der reinsten höchsten Achtung gegen beyde. Er betrauerte beyder Tod mit dem innigsten wahrsten Schmerze, besonders aber den Tod des Herzogs von Burgund, damaligen Dauphins; denn niemand wußte sich weniger zu verstellen. Den König fürchtete er so sehr, daß er sich fast gar nicht ihm zu nähern wagte: er war so betroffen, wenn ihn der König mit einem ernsthaften Auge ansahe, oder mit ihm von etwas anderm als von der Jagd sprach, daß er weder hörte noch sah und ihm alle Gedanken vergiengen. Man kann denken, daß eine solche Furcht schwerlich mit großer Freundschaft zusammen bestand. Die Herzogin von Berry war seine erste Liebe, wie es fast bey allen der Fall ist, die man jung und unerfahren verheyrathet. Er war ihr ausserordentlich ergeben; dieß verbunden mit seiner Sanftheit und natürlichen Gefälligkeit hatte die

gewöhn-

gewöhnliche Wirkung, sie gänzlich zu verderben. Es dauerte nicht lange, so wurde er es gewahr; aber die Liebe beherrschte ihn zu mächtig. Er fand eine stolze, hochtrabende, heftige, unversöhnliche Frau in seiner Gemahlin, die ihn verachtete und es ihm fühlen ließ, weil sie unendlich mehr Geist als er hatte und ihm noch dazu durch Falschheit und Entschlossenheit überlegen war. Sie that sich sogar auf beydes etwas zu Gute und piquirte sich, der Religion und des Herzogs von Berry, weil er Religion hatte, zu spotten; und alles das wurde ihm unerträglich. Ihr Bestreben, ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund zu entzweyen, was ihr aber mit den beyden Brüdern nicht gelang, brachte ihn vollends auf. Ihre Galanterien waren so leidenschaftlich, so zügellos, daß er sie sich nicht verhehlen konnte. Ihr täglicher und ewiger Umgang mit dem Herzog von Orleans, wo alles stockte, wenn er ein wenig zugegen war, setzte ihn in Wuth. Es gab zwischen ihnen heftige wiederholte Auftritte. Bey dem letzten, der zu Reinbouillet vorfiel, zog ein fataler Zufall der Herzogin einen Tritt in den Hintern zu, nebst der ernstlichen Drohung, sie lebenslang in ein Kloster einsperren zu lassen; und er war, als er krank wurde, im Begriff, zum Könige seine Zuflucht zu nehmen, um ihm, den Hut wie ein Knabe in der Hand drehend, alle seine Noth zu erkennen zu geben und ihn zu bitten, daß er ihn von seiner Frau befreyen möchte. Dieß mag von ihm im allgemeinen hinreichend seyn; die Details würden kläglich und unangenehm seyn; eins sey genug statt aller. Die Herzogin wollte sich mit aller Gewalt vom Hofe weg durch la Haye, den Stallmeister des Herzogs von Berry, den sie zu ihrem Kammerherrn gemacht hatte, entführen lassen. Die in dieser Sache geschriebenen leidenschaftlichen tollen Briefe sind aufgefangen worden: man urtheile nach diesem

Projek.

Project von der Person, die es erzeugte und dessen Ausführung so dringend betrieb.

15.

Nach allem, was wir gesehen haben, glaubte man, daß die testamentarischen Verfügungen des Königs zu Gunsten seiner legitimirten Kinder seyn würden: er war seinem Neffen, dem Herzog von Orleans, so sehr abgeneigt, und diese Gesinnung wurde in ihm durch den Herzog dû Maine und durch die Frau von Maintenon so sorgfältig genährt, daß er das Joch, das er sich von ihnen hatte auflegen lassen, tragen mußte. Wir haben die unwillkührlichen Aeusserungen seines Widerwillens, seines Verdrusses und seiner Reue gesehen; aber er konnte ihrem Andringen in Rücksicht des Testamentes nicht widerstehen; sie erzwangen von ihm, was sie wollten: und sein Nachfolger und so viel an ihm war, sein Königreich wurde aufgeopfert.

Alle die zum Voraus zur Erziehung des künftigen Königs bestimmten Wahlen hatten keinen andern Grund, als das Interesse der legitimirten Kinder und nichts weniger als einen andern. An der Spitze stand der Herzog dû Maine und unter ihm der Marschall von Villeroi, das zu diesem Amt untauglichste Subject in ganz Frankreich. Noch dazu war er zu dieser Zeit ein und siebzig Jahr alt und der Prinz, zu dessen Gouverneur er bestimmt war, war erst fünf und ein halb Jahr. Saumeri, ein sehr unwürdiger Untergouverneur des Herzogs von Burgund, der unter dem Vorwand einer Badekur sich wohl gehütet hatte, ihn zur Campagne nach Ryssel zu begleiten, hatte bey seiner Rückkehr zu Gunsten Vendome's, an dessen Cabale er sich öffentlich angeschlossen hatte, die Probe seiner Büberey abgelegt. Dieß war genug, um ihn dem Herzog

zog du Maine zum Untergouverneur des künftigen Königs zu empfehlen, als einen verkauften, alles fähigen, Menschen.

Ich habe nicht erfahren können, wer Joffreville's Wahl zum andern Untergouverneur bewirkt hatte; aber er war zu sehr Mann von Ehre, um ein Amt anzunehmen, wo er sich verkaufen mußte; er entschuldigte sich. An seine Stelle wurde Rüffe gewählt: er nannte sich Dames, der er nicht war; arm und von wenig Einsicht sah er nur sein Glück und einstweilen seinen Unterhalt vor sich und merkte nicht die Gefahren seiner Stelle.

Er hatte alles sein Vermögen im Lande Dombes, was ihm die beständige Protection des Herzogs du Maine versicherte; aber er sah nichts als die Schale von den Dingen und nahm das Amt trotz seiner angeblichen Geburt an. So wurden alle übrige gewählt; und Frau von Maintenon besonders sorgte für ihr Interesse durch die Wahl Fleury's, der deswegen Frejus quittirt hatte und ganz ihren Absichten entsprach. Unter solcher Umgebung hielt sich doch der Herzog du Maine noch nicht für gesichert genug; aber dafür sorgte das Codicill, das so wenig Tage vor dem Tode des Königs verfaßt und sein letztes Werk und das letzte Opfer war, das er dem Abgott der Liebe zu seinen legitimirten Kindern brachte. Es ist nöthig, daß wir es wiederholen, indem diese letzte Acte den ganzen Civil- und Militäretat des Königs einzig dem Herzog du Maine und nach ihm dem Marschall von Villeroi unabhängig und mit Ausschluß vom Herzog von Orleans in die Hände gab; so daß dieser in nichts über ihn gesetzt war und ihm nichts zu befehlen hatte, die beyden Directoren der Erziehung aber in allen Dingen unabhängig waren, wodurch sie die Gebieter von Paris und

vom

vom Hofe, und der Regent ihnen unbedingt unterworfen wurde. Diese ungeheuern Vorkehrungen schienen aber doch unzureichend, wenn man nicht auf alle mögliche Fälle, die eintreten konnten, Vorsorge traf. Im Fall des Absterbens des Herzogs du Maine also oder des Marschalls von Villeroy, wurde der Graf von Toulouse und der Marschall von Harcourt, für welchen Frau von Maintenon gut sagte, ihnen für den ganzen Umfang ihrer Aemter substituirt; welcher Harcourt, wegen seines apoplectischen Zustandes, noch untauglicher, wenn es möglich war, zu diesem großen Amte, als der Marschall von Villeroy war.

Das Testament des Königs hatte den Regentschaftsrath in der Maaße regulirt und die Glieder desselben ernannt, daß dem Herzog von Orleans alle Autorität der vormundschaftlichen Regierung benommen war. Das Conseil bestand fast bloß aus Leuten, die dem Herzog du Maine ergeben waren und denen insbesondere der Herzog von Orleans nicht geneigt zu seyn Ursache hatte.

Dieses Codicill war die letzte Hinterlassenschaft des Königs; dieß die letzten Handlungen seiner Vorsorge; dieß die letzten Anstrengungen seiner Macht oder vielmehr seiner Schwäche und die schimpflichen Folgen seines wollüstigen Lebens; eine beklagenswerthe Handlung, die seinen Nachfolger und sein Königreich dem Ehrgeiz offen und unbeschränkt preißgab, durch Verfügungen, die gar nicht hätten geschehen sollen, und die den Staat unglückseligen Trennungen preiß gab, indem denen gegen den Regenten die Waffen in die Hand gegeben wurden, die ihm am ersten unterworfen seyn sollten, und dieser in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sein Recht und seine Autorität mit Gewalt zu behaupten, von der man ihm nichts als den leeren

Namen

Namen nebst der Schmach einer gänzlichen Ohnmacht und Blöße und der gerechten Furcht der größten Gefahren, (welche die Jugend aller noch übrigen Prinzen von Geblüt noch vermehrte,) gelassen hatte. Das ist ein Schandfleck, von welchem der Name des Königs nie, weder vor Gott noch vor Menschen, wird rein gewaschen werden können. In einen solchen Abgrund hatten ihn Stolz und Schwäche, ein mehr als niedriges Weib und die Kinder eines doppelten Ehebruchs gestürzt, denen er sich ganz hingab, die seine Tyrannen wurden, nachdem er es für sie und so viele andere gewesen war, und die diese Gewalt ohne Schaam und Scheu mißbrauchten; jenen abscheulichen Beichtvater Tellier nicht zu erwähnen, der die Seele und Triebfeder der letzten Geschichte als Führer seines Gewissens war.

16.

Dieß war die Büßung, die öffentliche Satisfaction für einen so schreyenden, so scandalösen Doppel-Ehebruch, im Angesichte von Europa begangen. Man sehe die letzten Gesinnungen einer so höchst sündigen Seele, die vor Gott treten sollte, mit der Last einer zwey und siebzigjährigen Regierung beschwert: eines Königs, dessen Stolz, Luxus, Verschwendung in Gebäuden und allen Arten, die immerwährenden Kriege und die Hoffart, die die Quelle und Nahrung derselben war, so viel französisches Blut vergossen, so viel Millionen innerhalb und ausserhalb vergeudet, rastlos das Feuer des Kriegs in Europa genährt, alle Stände, alle Regeln, die ältesten heiligsten Gesetze des Staates und die Rechte so vieler guten Bürger verwirrt, vernichtet, das Königreich in ein unheilbares Elend gestürzt und seinem Untergange so nahe gebracht

bracht hatte, daß es nur durch ein Wunder noch erhalten wurde: und was soll man nun bey alle diesem von der Ruhe des Königs bey seinem Wegscheiden und dem Vertrauen seiner Seele in den letzten Augenblicken sagen?

17.

Ludwig XIV sah in der That seinen Tod ohne Furcht herannahen, und er hatte Religion. Er schien nichts in dieser Welt mit Widerwillen zu verlassen; er war beständig ohne irgend einen Schein von Unruhe; er sprach, er ordnete alles an, was nach seinem Tode geschehen sollte, als wenn er selbst zugegen seyn sollte. Er sah alles, was nach seinem Tode geschehen würde, voraus, mit derselben Gemüthsruhe, als ein Mensch in voller Gesundheit und Heiterkeit des Geistes hätte thun können: so daß alles bis zu Ende mit jener äussern Decenz, jener Würde und Majestät vor sich gieng, die stets alle Handlungen seines Lebens begleitet hatte. Die Natürlichkeit, Wahrheit und Kunstlosigkeit war nicht zu verkennen und verbannte den leichtesten Argwohn von Heucheley und Comödie.

18.

Von Zeit zu Zeit, wenn er frey war, und in der letzten Zeit, als er alle Geschäfte und Sorgen von sich gelegt hatte, war er einzig mit Gott, seiner Seligkeit und seiner Nichtigkeit beschäftigt, so daß ihm einigemal die Worte entfielen: „als ich König war.“ Zum voraus schon in die große Zukunft verloren, in die er bald einzugehen gedachte, mit einer gänzlichen Lossagung vom Irdischen, mit einer Demuth ohne Niedrigkeit, mit einer Güte und Besitzung seiner Seele, womit er seine Valets tröstete, die er weinen sahe,

gewährte er das rührendste Schauspiel: und was ihn bewundernswürdig machte, daß er sich stets ganz und immer als denselben behauptete. Gefühl seiner Sünden ohne Schrecken; ein Vertrauen zu Gott, wenn man es sagen darf, ungetheilt, ohne Zweifel, ohne Unruhe, auf die Barmherzigkeit und das Blut Jesu Christi gegründet; eine gleiche Entsagung in Rücksicht seines persönlichen Zustandes und dessen Dauer und Sehnsucht nach Duldung und Leiden. Wer bewundert nicht einen so erhabenen christlichen Glauben? aber wer schaudert auch nicht? Nichts war einfacher und kürzer als sein Abschied von seiner Familie, nichts demüthiger ohne Vergebung seiner Majestät als sein Abschied von den Hofleuten, der noch rührender als jener war. Was er dem künftigen Könige sagte, hat verdient aufbewahrt zu werden; aber es ist nachher mit zu viel Schmeicheley ausposaunt worden, worin der Marschall von Villeroy den Vorgänger machte, der diese Worte über sein Bette hieng, so wie er immer auf seinem Zimmer, und selbst bey der Armee, ein Porträt des Königs bey sich hatte, und so wie er immer, dem Könige gegen über, bey den Lobsprüchen weinte, die ihm die Prediger auf der Kanzel zu machen pflegten.

Der König sprach in der Rede an seinen Nachfolger von seinen Gebäuden, seinen Kriegen, schwieg aber von seinem Luxus und seinen Verschwendungen; er hütete sich ihm etwas von seinen unglückseligen Liebeshändeln zu sagen, ein Artikel, der mehr als alles andere am Platze gewesen wäre. Aber wie sollte er auch in Gegenwart seiner Bastardsöhne davon sprechen, deren entsetzliche Größe er in den letzten Urkunden seines Willens vollendete? Bis jetzt, wenn man diese auffallende Uebergehung und ihre noch schrecklichere Ursache ausnimmt,

sieht man nichts, was nicht der Bewunderung und einer wahrhaft christlichen und königlichen Erhebung des Gemüthes würdig wäre.

19.

Was soll man aber von seinem letzten Gespräche mit seinem Neffen, nach Abfassung des Testamentes, kurz nach Hinzufügung des Codicills und nach Empfang der letzten Sacramente sagen? und von seiner so bestimmten präcisen zweymal gegebenen Versicherung, daß er in seinen Verfügungen nichts finden würde, was ihm zuwider wäre, da diese Verfügungen doch zu zweyenmalen nur dazu gemacht worden waren, um ihn zu entehren, ihm alles zu rauben, mit einem Worte, um ihn gänzlich zu vernichten? Gleichwohl versichert ihn Ludwig des Gegentheils, lobt ihn, schmeichelt ihm, empfiehlt ihm seinen Nachfolger, den er ihm entzogen hatte, und sein Königreich, das er, wie er sagt, regieren würde, und wozu er ihm alle Autorität entrissen und sie mit den furchtbarsten Sicherungen ganz und ungetheilt seinen Feinden gegeben hatte. Er sey es, sagt er, auf den er öffentlich verweise, als den Ertheiler der Befehle, als den, dem allein das Recht dazu gebühre. Ist dieß Kunstgriff, ist das Betrug, ist es heuchlerischer Spott bis zum Todeskampf? Welch ein Räthsel, das wir nicht aufzulösen vermögen; suchen wir uns lieber zu überzeugen, daß der König sich gleich blieb. Es entspricht dem, was er immer von der Ungültigkeit dessen, was ihm abgezwungen war, was ihm seine Schwachheit abgedrungen hatte, zu glauben schien. Sagen wir lieber: er zweifelte nicht, er hoffte vielleicht sicher, daß ein ungerechtes, abscheuliches Testament, das in seine Familie und sein Königreich Verwirrung bringen

mußte, das so beschaffen war, daß er sorgfältig das Geheimniß desselben zu bewahren für nöthig fand, nicht mehr Gültigkeit haben werde, als das Testament seines Vaters gehabt hatte, das so weise, so verständig, so abgewogen, so gerecht und von ihm selbst mit allgemeinem Beyfall publicirt war.

Der ganze Widerwille, den der König bey Abfassung seines Testamentes gefühlt, alles das Bittere, was er nach Abfassung desselben seinen legitimirten Kindern, den Herrn vom Parlamente, bey Ueberreichung desselben, und zur Königin von England, im ersten Augenblicke seines Zusammentreffens mit ihr, sagte, (welche Aeusserungen seiner Bitterkeit, seines Verdrusses über seine Schwäche und die allzu arge Mißbrauchung derselben durch die, die seine einzigen Vertrauten waren, von denen er sich nicht loßreißen konnte, er immer ohne Veranlassung unaufgefodert that); jenes abscheuliche Codicill, das ihm nach Empfang der Sacramente, in dem Zustande des Sterbenden abgezwungen worden, wo er den ganzen Abscheu desselben fühlte, ohne doch widerstehen zu können; diese entsetzliche Häufung von Ungerechtigkeit und Umstürzung aller Rechte, um seine Bastarden, insbesondere aber den Herzog du Maine, zu einem ungeheuren Coloß von Größe und Macht zu machen; und die Vernichtung aller Gesetze, seines Neffen, und vielleicht seines Reiches und seines Nachfolgers, der den grausamen ungerechten Händen eines nach dem Throne trachtenden Usurpators preißgegeben war, diese entsetzliche Häufung von klug und planvoll angelegten, aber trotz aller darauf verwandten Sorge so schlecht bemäntelten Ungerechtigkeiten, daß sie in die Augen sprangen; alles dieß gab ihm vielleicht Hoffnung gegen die ihm abgezwungenen Dinge. Er hatte (wie er sich mehrmals darüber geäussert hat) nie geglaubt,

geglaubt, daß eins von den von ihm verfügten oder bestätigten Dingen einen Augenblick nach seinem Tode bestehen würde; und in dem Augenblicke, wo er mit dem Herzog von Orleans sprach, schmeichelte er sich vielleicht mehr als je damit, um sich, so voll wie er noch von dem eben, kaum vor einer Stunde, abgefaßten Codicill war, selbst zu beruhigen. Er sprach vielleicht vorher und nachher, ganz voll von diesem Gedanken, mit seinem Neffen; er konnte ihn also in der That als den Administrator des Königreichs ansehen und in diesem Sinne mit ihm sprechen; wenigstens ist dieß vielleicht erlaubt zu vermuthen.

Aber wer wird sich nicht über die standhafte Ruhe des sterbenden Königs und über den ungestörten Seelenfrieden bey so viel Frömmigkeit und einem so brennenden Eifer, jeden letzten Augenblick noch zu benutzen, lebhaft verwundern müssen? Die Aerzte behaupteten, daß die nämliche Ursache, die die körperlichen Leiden linderte und stillte, die Leiden des Herzens und die Beunruhigung des Geistes linderte und beruhigte.

20.

Andere haben einen andern Grund davon angegeben; und diese waren im Innern des Appartements während dieser letzten Krankheit und waren in den letzten Tagen ganz allein um den König. Die Jesuiten haben beständig Layen von allen Ständen, selbst verheyrathete, in ihrer Gesellschaft; das Factum ist gewiß: eben so gewiß ist, daß Desnoyers, Staatssecretär unter Ludwig XIII, unter diese Anzahl gehört habe, und andere mehr. Diese Einverleibten thun das nämliche Gelübd, das die Jesuiten thun, so weit es ihr Stand erlaubt, das heißt das Gelübd des uneingeschränkten Gehorsams gegen den General und die

Obern der Gesellschaft. Das Gelübd der Armuth und Keuschheit aber müssen sie durch alle Dienstleistungen und alle Forderungen, die sie der Gesellschaft blind zu thun schuldig sind, besonders aber durch eine grenzenlose Unterwerfung unter die Obern und ihren Beichtvater ersetzen. Sie müssen in leichten Uebungen der Gottseligkeit, welche ihnen ihr Beichtvater, ihren Umständen und Seelenzustande gemäß, auferlegt, und die er, so viel er will, vereinfacht, streng seyn. Die Politik weiß herrlich die zuverlässige Hülfe dieser verborgenen Hülfsglieder zu gebrauchen, denen man das übrige leicht macht. Aber es darf nichts in ihrer Seele vorgehen, nichts, was es sey, zu ihrer Wissenschaft kommen, das sie nicht ihrem Beichtvater bekennen.

Man hat nun behauptet, Tellier habe, schon lange vor seinem Tode, dem Könige den Gedanken einzuflößen gesucht, daß er sich so in die Gesellschaft einverleiben lassen möchte; er habe ihm die dadurch zu erlangenden sichern Privilegien für seine Seligkeit, die damit verbundene Sündenvergebung gerühmt; er habe ihn glauben gemacht, daß, welches Verbrechen man auch begangen habe, diese geheime Ablegung des Gelübdes alles rein wasche und der Seligkeit versichere, wenn man nur seinem Gelübd treu sey; und der General der Gesellschaft sey mit Bewilligung des Königs in das Geheimniß gezogen worden. Zufolge dessen, behauptet man, habe der König sein Gelübd in Tellier's Hände abgelegt; man will in den letzten Tagen gehört haben, wie der eine die damit verbundenen Versprechungen versichert, der andre sich trostvoll auf dieselben gestützt habe; der König soll von jenem den letzten Segen der Gesellschaft wie einer der Brüder empfangen, er soll ihn Gebetsformeln haben sprechen lassen, die daran nicht zweifeln lassen, und die man zum Theil

hörte,

hörte, und ihm das Gewand oder das fast unbemerkbare Zeichen, gleichsam eine andere Art von Scapulier, gegeben haben, das, nach dem Beyspiel Ludwigs des heiligen und der andern Könige von Frankreich, die sich auf Zureden ihrer Beichtväter in verschiedene Orden haben aufnehmen lassen, bey ihm gefunden worden seyn soll. Endlich sind die mehrsten von denen, die dem Könige näher waren, der Ueberzeugung geblieben, daß diese Buße, auf Kosten anderer, der Hugenotten, der Jansenisten, der Feinde der Jesuiten oder derer, die ihnen nicht ergeben waren; der Vertheidiger der Rechte des Königs und der Nationen, der Canons, der Hierarchie gegen die Tyranney und Usurpation jenseits der Alpen abgelegt: daß diese pharisäische Anhänglichkeit an dem Aeussern des Gesetzes und der Schale der Religion jene so erstaunende Ruhe in den schrecklichen Augenblicken hervorgebracht habe, wo sonst gewöhnlich die zu verschwinden pflegt, die, auf Unschuld und Buße gegründet, am dauerhaftesten zu trösten vermag.

21.

So starb einer der größten Könige der Erde, in den Armen einer unwürdigen niedrigen Gattin und seiner Bastarden, welche von ihm, so lange bis er sich für sie selbst aufopferte, Meister blieben. Ausgerüstet mit den Sacramenten der Kirche wurde er durch die Hand des Sohnes seiner andern Geliebten, welcher von den Gunstbezeugungen, die durch seiner Mutter Gunstbezeugungen seiner Familie erworben wurden, ganz überhäuft war. Endlich war sein einziger Beystand ein Beichtvater, wie le Tellier war.

Wenn Heilige so sterben, so sterben sie wenigstens nicht unter solchen Umgebungen!

Auch genoß der König diesen Beystand nicht bis zum letzten Augenblick. Im Besitz des Königs und seines Zimmers und niemanden zulassend als die wenigen ihnen ergebenen unentbehrlichen, war ihre Anhaltsamkeit unermüdet, so lange sie des Königs bedurften. Aber als das Codicill einmal gemacht und an Voisin übergeben war, hatten sie nichts mehr da zu thun: sie zogen sich zurück. Die für ihren, alles mögliche nun besiegenden, Ehrgeiz unfruchtbaren Pflichten gegen den Sterbenden wären zu ermüdend gewesen; sie versagten dem Könige ihren Beystand in den Augenblicken, wo sie Religion und Pflicht laut zu ihm rief. Das zärtlichste Lebewohl des Königs an Frau von Maintenon, und seine Hoffnung, bald mit ihr wieder vereinigt zu seyn, mißfiel der alten Hexe, die, nicht zufrieden, Königin zu seyn, in ihrer Verblendung gerne ganz unsterblich gewesen wäre.

Vom Mittwoch an, das heißt, vier Tage vor seinem Tode, verließ sie ihn auf das grausamste auf immer; und der König, dessen innere Sinne noch lebhafter als die äussern waren, fühlte die Treulosigkeit derjenigen, der er alles, was er war, aufgeopfert hatte. Sein Schmerz in seiner Verlassenheit war so heftig, daß er ohne Unterlaß nach ihr verlangte. Dieß zwang sie von St Cy zurückzukommen, sie hatte aber nicht die Geduld, sein Ende abzuwarten, sondern eilte dahin zurück, um nie wieder zu kommen: sie, die den letzten Seufzer von der Lippe des Sterbenden in ihren Busen hätte aufnehmen sollen!

22.

Bissi und Rohan, zufrieden, Noailles immer entfernt gehalten zu haben, incommodirten sich nicht viel bey dem Sterbebette des Königs, so daß Rohan sogar

gar den König ohne Messe ließ und wenn Charost nicht gewesen wäre, gar nicht mehr daran gedacht worden wäre, obgleich der König bey vollem Bewußtseyn war, und, wenn man es ihm vorschlug, seinen Wunsch sie zu hören zu erkennen gab: denn was den Kopf betraf, so war er bey vollkommner Gesundheit.

Der Herzog du Maine zeigte auch die ganze Güte seines Herzens gegen einen Vater, der ihm alles aufgeopfert hatte. Er befand sich bey der Consultation des aus Provence kommenden Mannes, der dem Könige sein Elixier gab. Fagon, gewohnt als Arzt das erste Wort zu führen, fand in diesem Manne eine Bauerngrobheit, die ihm sehr übel mitspielte. Der Herzog, der nichts mehr vom Könige zu erzwingen hatte, und sich schon für den Herrn des Königreichs hielt, erzählte am Abend auf seinem Zimmer seinen Vertrauten mit jener Possierlichkeit und jenem feinen Spott, den er so gut verstand, wie dieser Lümmel in der Medicin das große Wort führe und wie Fagon, voll Erstaunen, Aerger und Demüthigung, das erstemal in seinem Leben von seiner Kunst und seinen Hoffnungen verlassen, auf seinen Stock brumme, und sich nicht ein Wort hervorzubringen traue, um nicht noch was ärgeres zu erfahren. Dieser gute zärtliche Sohn erzählte ihnen dieses Abentheuer so spashaft, daß alle und auch er, in ein anhaltendes lautes Gelächter ausbrachen. Das Uebermaaß der Freude, der Allmacht, der Befreyung von jeder Fessel, der Erfüllung seiner Wünsche so nahe zu seyn, hatte ihn vergessen lassen, welch eine Unanständigkeit dieß sey, wovon die Antichambern und selbst die Gallerie Zeuge waren, auf welche dieß Appartement in einem Stucke mit der Capelle, zunächst stößt, und wo die Vorübergehenden, viele der Angesehnern, dieses Lachen hörten.

Der Herzog du Maine schränkte die unfruchtbare Anhaltsamkeit bey des Königs Bette ein; es „war für ihn ein zu angreifender Anblick": er erschien daselbst lieber nur seltene Augenblicke und verschloß seinen Schmerz in sein Cabinet, wo er am Fuße des Kreuzes weinte, oder vielmehr auf die bald zu gebenden Befehle zur Vollziehung dessen dachte, was er sich hatte im Testament ertheilen lassen.

Was le Tellier betrifft, so war auch er müde dem Sterbenden beyzustehn. Es hatte ihm die Besetzung einer Menge lediger Pfründen nicht gelingen wollen; er fürchtete nichts mehr vom Cardinal von Noailles, seit Bissi, Frau von Maintenon und er dessen Rückkehr vereitelt hatten. Da er also vom Könige nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen hatte, so überließ er sich andern Sorgen; so daß allen in dem geheimen Kreise der Zimmer und selbst in den Cabinetten diese Abwesenheit zum Aergerniß gereichte und einige davon, als Blois und Marechal, ihrem Unwillen keinen Zwang anthaten und einigemal von sich selbst nach Tellier schickten. Der König verlangte oft nach ihm, ohne daß er bey der Hand war. Bisweilen kam er gar nicht, weil man ihn weder zu Hause noch irgendwo antraf. Wenn er auch zum Könige kam, so gieng er immer wieder von selbst weg, und blieb fast immer nur wenige Augenblicke. In den letzten Tagen ließ er sich noch weit weniger sehen, da doch ein Beichtvater, dessen Bemühungen nicht getheilt waren, in dieser Zeit nicht vom Bette hätte wegkommen sollen. Aber es zeigte sich wohl, daß christliche Liebe, Eifer eines Seelsorgers, Erkenntlichkeit und Zuneigung nicht die Tugenden dieses lasterhaften Pfaffen waren, und daß ihm seine Tiefe und Arglist, weder die Neigung

gung noch das Talent und die Salbung, den Sterben beyzustehen gegeben hatten. Man mußte ihn ohne Unterlaß rufen lassen; und sein so unwürdiges Betragen reizte den Unwillen aller derer, die gegenwärtig seyn konnten, nachdem die Entfernung der Frau von Maintenon und des Herzogs dû Maine den Zugang zu dem Zimmer den treuen Dienern des Königs offen gelassen hatte.

Zum Schluß, indem ich in Gedanken alles durchlaufe, was ich über die letzten Lebensumstände des Königs niedergeschrieben habe, fodert mein Gewissen und die Liebe zur Wahrheit, daß ich hinzusetze, daß ich mich bey Marechal über das öffentlich verbreitete Gerücht, als habe der König das Gelübde als Jesuit abgelegt, angelegentlich befragt habe. Marechal war wahrhaft, und schätzte Tellier nicht; aber er hat mich versichert, daß er nichts, kein Zeichen, noch eine Art von Scapulier bey ihm bemerkt habe. Allein Marechal, wiewohl er sehr fleißig zugegen war, war nicht immer um das Bett des Königs: der P. Tellier konnte Mißtrauen gegen ihn hegen, und sich vor ihm in Acht nehmen! Dem ungeachtet kann ich nicht glauben, daß, wenn etwas an der Ablegung des Gelübdes war, Marechal nicht darum gewußt haben sollte. Vielleicht wollte auch Marechal aus irgend einer Rücksicht mir nicht sagen, was geheim gehalten werden mußte, da er der Diener und nicht der Ausspionirer des Königs war.

Ludwig XIV wurde von niemand als von wenigen aus der nächsten Dienerschaft beklagt, ausserdem von wenigen andern und den Häuptern der Constitution. Sein Nachfolger war nicht in dem Alter. Madame

hatte

hatte für ihn nichts als Furcht und äussere Etikette. Die Herzogin von Berry liebte ihn nicht und hoffte jetzt zu regieren. Der Herzog von Orleans war nicht dafür bezahlt, um ihn zu betrauern, und diejenigen, die es waren, thaten ihr Amt nicht. Frau von Maintenon war seit dem Verlust der Dauphine des Königs müde geworden; sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen, wie sie ihn unterhalten sollte: ihr Zwang war deswegen mehr als verdoppelt, weil er nun viel mehr bey ihr oder auf Parthien mit ihr war. Der Zustand seiner Gesundheit, die Geschäfte und jene Behandlung, die alles zuwege gebracht oder, um genauer zu reden, alles für den Herzog dû Maine erzwungen hatte, hatten sie häufig üble Launen und oft Ausfälle auf sie selbst erfahren lassen. Sie war am Ziele dessen, was sie gewollt hatte; ob sie gleich also bey dem Verlust des Königs verlor, so fühlte sie sich doch einer Last los und war nur dieses Gefühls fähig. Langeweile und Leere in der Folge riefen in ihr die Sehnsucht nach dem Vergangenen zurück; da sie aber in ihrer Zurückgezogenheit auf nichts mehr Einfluß hatte, so ist es jetzt nicht der Ort, von ihr und ihren Beschäftigungen in dieser Zeit zu reden.

Wir haben gesehn, zu welcher Freude, zu welcher barbarischen Unanständigkeit, die Aussicht auf die nahe Allmacht den Herzog dû Maine verleitete. Die frostige Ruhe seines Bruders ließ sich nichts anfechten. Madame la Ducheſſe, von allen ihren Banden los, hatte die Unterstützung des Königs nicht mehr nöthig; sie fühlte von ihm nur Zwang und Furcht; sie konnte Frau von Maintenon nicht ausstehen, sie konnte nicht an des Herzogs dû Maine Partheylichkeit in dem Prozeß über die Succession des

Prin-

Prinzen zweifeln. Man warf ihr Zeit ihres Lebens vor, sie habe kein Herz, sondern nur einen Magen: sie befand sich daher recht wohl. Ueber die Herzogin von Orleans erstaunte ich; ich hatte Schmerz bey ihr erwartet, und ich bemerkte nur einige Thränen, die ihr bey jeder Gelegenheit leicht vom Auge flossen und die bald wieder vertrockneten. Ihr Bett, wovon sie eine große Freundin war, und die Art von Dunkel, die sie nicht haßte, mußte während einiger Tage alles machen. Aber bald öffneten sich Vorhänge und Fenster und nichts von Betrübniß zeigte sich mehr, als bisweilen ein bisgen um des Wohlstandes willen.

Die Prinzen von Geblüt waren Kinder. Die Herzogin von Ventadour und der Marschall von Villeroy spielten ein wenig Comödie; kein anderer gab sich einmal diese Mühe; aber einige alte platte Höflinge als Dangeau, Carois, und wenig andere, die sich aus allem Gleis gebracht sahen, ob sie gleich nur aus einer sehr gemeinen Lage herausgeworfen wurden, beklagten es, daß sie sich nicht mehr unter die Narren, Unwissenden und Fremdlinge in dem täglichen Räsonnement und Amüsement eines Hofes rechnen konnten, der mit seinem Könige verschwand.

Alles, was den Hof ausmachte, theilte sich in zwey Classen Die Eine voll Hoffnung, zu figuriren, sich einzumischen, waren froh eine Regierung endigen zu sehen, unter welcher für sie nichts zu erwarten war. Die Andere, von einem schwer drückenden Joche ermüdet, das mehr von den Ministern als vom Könige auferlegt war, waren froh, sich frey zu fühlen; überhaupt alle waren froh, sich von einem ewigen Zwange befreit zu sehn und voll Hoffnung der Neuheit.

Pa-

Paris, ebenfalls einer Abhängigkeit müde, die so erniedrigend gewesen war, schöpfte freier Athem, in der Hoffnung auf etwas mehr Freyheit, und in der Freude, die Autorität so vieler, die sie mißbrauchten, endigen zu sehen. Die Provinzen, vorher über ihren Ruin und ihre Vernichtung in Verzweiflung, waren neu belebt und voll Freude.

Die Parlamenter und alle Arten von Gerichtshöfen, die durch Edicte und illegale Evocationen vernichtet waren, hofften, die ersten, eine wichtige Rolle zu spielen, die andern, sich wieder befreit zu sehn. Das Volk, zu Grunde gerichtet, unterdrückt, in Verzweiflung, dankte Gott, mit zu lauter Freude, für eine Befreiung, an welcher seine heissesten Wünsche nicht mehr zweifelten.

Die Ausländer, froh, endlich nach so vielen Jahren eines Monarchen los zu seyn, der ihnen so lange Gesetze gegeben, der ihnen im Augenblick, wo sie ihn sicher zu erdrücken glaubten, durch eine Art von Wunder entgangen war, hielten ihre Freude mit mehr Anstand zurück, als seine eignen Unterthanen. Die Wunder der drey ersten Viertel dieser mehr als siebzigjährigen Regierung, und die persönliche Seelengröße dieses Königs, der anfangs so glücklich, und endlich im letzten Viertel seiner Regierung vom Glücke so verlassen war, hatte mit Recht ihr Erstaunen erregt; sie schätzten es sich zur Ehre, ihm das nach seinem Tode zuzugestehn, was sie ihm in seinem Leben so standhaft verweigert hatten. Keiner der fremden Höfe zeigte seine Freude; alle machten sichs zum Geschäft, sein Andenken zu rühmen und zu ehren. Der Kaiser ordnete Hoftrauer an, wie um einen Vater; und obgleich

noch

noch vier oder fünf Monate bis zum Carneval waren, so wurde doch jede Art von Vergnügung zu Wien verboten und das Verbot aufs strengste gehalten. Ein Exceß geschah erst zu Ende des Carnevals; nämlich der einzige Graf du Luc, Ambassadeur von Frankreich, schämte sich nicht, den Damen einen Ball, (der der einzige in Europa war,) nebst einem Feste zu geben, wozu ihn die Damen durch ihre Klagen über ein so trauriges Carneval verleitet hatten. Diese Artigkeit erwarb ihm weder zu Wien, noch sonst wo Achtung. In Frankreich begnügte man sich es zu ignoriren.

Was unsre Minister und die Intendanten der Provinzen, die Finanziers, die Pächter, und alles was man die Canaille nennt, betrifft, so fühlten sie die ganze Ausdehnung ihres Verlustes.

Ich habe mit strengster Treue und Wahrheit alles niedergeschrieben, was entweder mir selbst als Augenzeugen, oder durch solche, welche die Geschäfte während der letzten zwey und zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs XIV unter den Händen gehabt oder beobachtet haben, zu Wissen gekommen ist; und ich habe es dargestellt, wie es gewesen ist, ohne alle Leidenschaft, ob ich mir gleich Räsonnements erlaubt habe, die natürlich aus den Sachen floßen. Ich habe auch das Aeussere und das öffentliche Leben dieses Monarchen, seit ich beständig an seinem Hofe gelebt habe, dargestellt. So unschmackhaft und so überflüssig vielleicht dieses, überdieß so bekannte, Detail scheinen mag, so habe ich doch wirksame Maaßregeln getroffen, damit es erhalten und, wenn die gegenwärtige Generation dahin seyn wird, öffentlich bekannt gemacht werde; es wird sich darin manche

che gute Lehre für Könige finden, die sich Respect verschaffen und sich selbst respectiren wollen. Was mich noch dazu antreibt, ist, daß dergleichen äussere, zunächst allgemein bekannte, Umstände bald der Nachkommenschaft entgehn. Meine Arbeit aber soll den Regenten, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat, den König, von dem ich gesprochen habe, ganz charakterisiren.